

(Nachdruck verboten.)

## 44) Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibanez.

Tonet stieß seine Barke in das Schilf und folgte den gewundenen Pfaden, die sich zwischen den Pflanzen gebildet hatten. Er fuhr aufs Geratewohl, von einem Wasser zum anderen, ohne zu wissen, wohin er fuhr, mit verdoppelter Anstrengung, als wollte er der Verfolgung eines Menschen entgehen. Der Kiel teilte die Pflanzen und zerriß sie; sie neigten sich, um der Barke Platz zu machen und legten sich bei den wilden Bewegungen der Ruderstange stellenweise auf die Wurzeln des Schilfes, das so einen Augenblick fahl erschien. Ohne zu wissen, wovor, floh er dahin, als besteten sich seine verbrecherischen Gedanken verfolgend an seine Schultern. Er beugte sich mehrmals hernieder, steckte die Hand in das Gestrüpp der Gräser, unter das Wasser und zog sie hastig wieder zurück. Als die Barke aber fast auf den Schilfwurzeln kenterte, stürzte sich der Glende, als müsse er sich von einem ungeheuren Gewicht befreien, auf das Päckchen, erhob es plötzlich über seinem Kopfe, schaufelte es einen Augenblick hin und her und schleuderte es, so weit er konnte, in die Gräser, die seine Barke umgaben.

Das Päckchen verschwand unter dem Rauschen des Schilfrohrs. Die Wäsche bewegte sich einen Augenblick im schwachen Dichte des anbrechenden Tages, wie die Flügel eines weißen Vogels, der in die geheimnisvolle Tiefe des Wassers fällt.

Nun empfand der Unglückliche von neuem die Notwendigkeit zu fliehen, als wäre ihm jemand auf den Fersen. Wie ein Verzweifelter arbeitete er mit der Ruderstange, um aus den Gräsern herauszukommen und einen Kanal zu erreichen, dem er auf allen seinen Krümmungen folgte. Auf dem Albuferasee angelangt, atmete er tief auf und betrachtete den schönen gelben Streifen, den die aufgehende Sonne gerade bildete.

Dann streckte er sich auf dem Boden der Barke aus und verfiel in einen tiefen, stärkenden Schlummer, dem Todeschlummer, der nach großen Nervenschütterungen und nach Verbrechen stets eintritt.

### 9.

Der Tag begann mit großen Widerwärtigkeiten für den Sangoneras Geschicklichkeit anvertrauten Jäger.

Bevor die Morgenröte noch am Himmel aufzog, hatte es der kluge Bürger für geraten erachtet, sich die Hilfe einiger Schiffer zu sichern, und diese gerieten in lebhaftes Fröhlichkeit, als sie sahen, welche neue Stellung der Bagabund inne hatte.

Mit der Behendigkeit, die die Gewohnheit verleiht, hatten sie schnell drei Pfähle in den schlammigen Grund des Albuferasees gerammt und setzten darauf die ungeheure Hütte, die dem Jäger Schutz gewähren sollte. Dann umgaben sie sie mit Schilf, um besser die Vögel zu täuschen, die Vertrauen fassen sollten. Um diese Täuschung noch mehr nachzurufen, wurden die Posten mit einigen Dutzenden von Enten und Wasserhühnern aus Kork umgeben, die bei den leichten Bewegungen des Sees auf dem Wasser zu schwimmen schienen. Aus der Ferne sahen sie aus wie ein Vogelschwarm, der sich ganz ruhig am Schilf badete.

Sangonera, seelenvergnügt, daß man ihm diese Arbeit ersparte, forderte seinen Herrn auf, den Posten zu beziehen. Er wollte in gewisser Entfernung in der Barke bleiben, um nicht zu stören, und wenn er einige Wasserhühner erlegt hatte, sollte er ihm nur ein Zeichen geben, er würde sie dann aus dem Wasser holen.

„Na, gute Jagd, Don Joaquim.“

Der Bagabund sprach so demütig und verriet einen so lebhaften Wunsch, sich nützlich zu machen, daß der gutmütige Jäger fühlte, wie seine ganze Unzufriedenheit über die Faulheit, die Sangonera zuerst zur Schau getragen, schwand. Es war gut, er wollte ihn rufen, sobald ein Vogel tot niederfiel. Um sich während der Wartezeit nicht allzu sehr zu langweilen, konnte er sich ein bißchen mit den Ekvorräten beschäftigen. Seine Frau hatte eingepackt, als ob es sich um eine Reise um die Welt handelte

Er machte ganz besonders auf drei ungeheure gut verforchte irdene Töpfe aufmerksam, einen Posten Brot, einen Storb mit Früchten und einen großen Schlauch mit ausgezeichnetem Wein. Sangoneras Muad verzog sich vor Begierde, als er diesen Schatz, der ihn eigentlich nur auf das Boot gelockt, seiner Wachsamkeit anvertraut sah. Tonet hatte ihn also nicht getäuscht, als er ihm erzählte, wie gut sein Herr für sich selbst gesorgt. „Danke, Don Joaquim!“ Und da er so gütig war und ihm anriet, von dem Vorrat zu kosten, so wollte er sich eine kleine Abzahlung leisten, nur um sich die Zeit zu vertreiben. Einen Bissen, weiter nichts. Damit entfernte er sich von dem Posten und ließ sich in der Nähe des Jägers nieder, indem er sich auf dem Grund der Barke versteckte.

Der Tag war vollständig hereingebrochen, und die Albufera hallte von einem lebhaften Gewehrfeuer wieder, das das Echo des Sees noch verstärkte. Man sah kaum, wie die Vogelwärme, von diesem Knattern erschreckt, hin und her flatterten unter dem grauen Himmel. Die armen Tiere brauchten nur nach schnellem Aufflug sich wieder herabzulassen und sich dem Wasser zuzuwenden, da wurden sie schon von ganzen Haufen Schrotzes empfangen.

Da Don Joaquim sich ganz allein auf seinem Posten befand, so konnte er sich einer gewissen Aufregung nicht erwehren, die einige Ähnlichkeit mit Furcht hatte. Er sah sich mitten auf dem Albuferasee auf vier Brettern, die keine andere Stütze als einige Pfähle aufzuweisen hatten. Aus Furcht, dieser ganze Katastrophal könnte zusammensinken und ihn in dem Schlamm begraben, wagte er nicht, sich zu rühren. Das Wasser schlug mit leisem Klatschen gegen die Planken und spritzte bis zum Bart des Jägers, der bei dieser ständigen Bewegung zitterte. „Wenn das alles einsinkt,“ dachte Don Joaquim, „ehe der Fische mir zu Hilfe kommen kann, so würde mich die Last meines Gewehres, der Patronen und dieser ungeheuren Stiefel, die mich unerträglich drücken, auf den Grund des Sees herunterziehen.“ Seine Beine brannten tatsächlich, während seine Hände in der Morgenfrische an dem eiskalten Gewehrlauf erstarren waren. . . . Und das nannte man ein Vergnügen! Er fing an, diese so kostmielige Zerstreung recht unangenehm zu finden.

Und die Vögel! Wo waren sie, diese berühmten Vögel, die seine Freunde zu Dutzenden erlegten? Einen Augenblick erhob er sich hastig und riß das Gewehr mit der bestigsten Aufregung an die Wange. Da waren sie ja. Sie schwammen ruhig um den Posten herum. Er brauchte nur darauf los zu schießen, um eine schöne Jagd zu haben. Doch gerade als er Feuer geben wollte, erkannte er, daß er es mit dem ganzen Schwarm von Korkenten zu tun hatte. Schnell nahm er sein Gewehr wieder ab, denn er fürchtete, selbst in der Einsamkeit, den spöttischen Augen seiner Kameraden zu begegnen.

Von neuem begann er zu warten. Auf wen schossen denn diese verteuerten Jäger, deren wiederholtes Knallen jetzt die Ruhe des Sees erschütterte? Kurz nach dem Sonnenaufgang hatte er endlich Gelegenheit, aus seinem noch unbemühten Gewehr einen Schuß abzufeuern. Drei Vögel zogen dicht an ihm vorbei. Ritzend gab der Jäger Feuer. Er glaubte, ungeheure große Vögel, wahre Adler, die infolge seiner Aufregung noch größer erschienen, vor sich zu haben. Nach seinem ersten Schuß beschleunigten sie ihren Flug, aber beim zweiten breitete ein Wasserhuhn die Flügel auseinander und fiel, nachdem es sich mehrmals um sich selbst gedreht, ins Wasser, wo es unbeweglich liegen blieb. In diesem Augenblick kam er sich als ein ganz bedeutender Mann vor, der den anderen weit überlegen war. Er bewunderte sich und fand an sich selbst heldenhafte Tugenden, die er nie vermutet hatte.

„Sangonera . . . Schiffer . . .“ rief er mit aufgeregter Stimme, „eins hätten wir . . . eins ist erlegt.“

Ein dumpfes, unverständliches Knurren war die einzige Antwort, die ihm zuteil wurde; ein voller Mund, der kaum die Worte zu sprechen vermochte. . . . Es war gut, er würde es holen, wenn mehrere da wären.

Der Jäger, mit seiner Heldentat sehr zufrieden, versteckte sich von neuem hinter dem Schilfvorhang, fest überzeugt, er allein würde jetzt den See aller seiner Vögel berauben können. Er schoß den ganzen Vormittag über und empfand bei jedem Schuß den Rausch des Pulvers und den Genuß der Zer-

**Führungswort.** Er schob unaufhörlich, ohne sich um die Entfernungen zu kümmern und bearückte mit seinem Gewehr jeden Vogel, der vor ihm auftauchte, selbst wenn er hinter den Wolken flog. Bei Gott, das war ein Vergnügen.

Indessen blieb Sangonera unsichtbar auf dem Grunde der Barke. Das war ein Tag, du lieber Gott! Dem Erzbischof von Valencia konnte es in seinem Palast nicht besser gehen, als ihm in dieser kleinen Barke, wo er, ein großes Stück Brot in der Hand und zwischen seinen Weinen einen Topf mit schmackhaftem Fleische, den er innig an sich presste, auf dem Stroh saß. Man sollte ihr nicht mehr von der Fülle des Hauses Canamel sprechen! Elender Schwindel, mit dem man nur arme Leute täuschen konnte! Die Herren aus der Stadt, das waren Leute, die zu leben wußten, — das ließ er sich gefallen. Seine erste Sorge war es gewesen, die drei Köpfe zu inspizieren, die man sorgfältig in starke Leinwand gehüllt hatte. Was war wohl in dem ersten? Er nahm einen aufs Geratewohl, und sein Mund erweiterte sich ungeheuer beim Geruche eins Kabeljau mit Tomatensauce. Wie schmackhaft er aussah! Der Kabeljau lag in dem roten Fleische der Tomaten, so herrlich, so appetitlich, und Sangonera glaubte, als er den ersten Bissen zum Munde führte, es laufe ihm Nektar durch die Kehle, der so süß schmeckte, wie die Flüssigkeit in den Reiskännchen seiner Sakristanzzeit. Damit konnte er sich wahrhaftig sättigen und er durste das Geheimnis der anderen Köpfe respektieren. Er aß ohne Hast, aber dennoch mit einer solchen Geschwindigkeit, daß der Inhalt des Topfes jedesmal bedenklich abnahm, wenn er seine mit einem Stück Brot bewaffnete Hand hineinsteckte. Ein ungeheures Stück füllte seinen Mund, und seine Wangen blähten sich.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Garten des Laubenkolonisten.

März.

Wer sich mit Arbeiten im Garten und auf der Parzelle beschäftigt, der muß sich wohl oder übel mit den Launen des Wettergottes vertraut machen. Nicht allein wir Menschen sind launenhaft, auch der Himmel hat, wie man zu sagen pflegt, seine Muden. So kommt es denn häufig vor, daß man früh morgens bei heiterem Wetter mit Spaten und Harke hinaus auf die Parzelle zieht, große Pläne im Kopfe und einige tüchtige Butterbrote in der Tasche, um abends um manche Hoffnung ärmer und durchgerechnet bis auf die Haut wieder heimzukehren. Wir befinden uns jetzt gerade in der launenhaftesten Zeit, die erst ausgangs April ihr Ende erreicht. Wir fahren aber gut dabei, wenn wir von vornherein damit rechnen und dementsprechend von jetzt ab jede gute freie Stunde zur Gartenarbeit verwenden. Es gibt jetzt außerordentlich viel draußen zu tun, und wenn auch die meisten Arbeiten noch nicht drängend sind, so häufen sie sich doch, auf die lange Bank geschoben, derart, daß man späterhin weder ein noch aus weiß. Was im Frühling versäumt wird, läßt sich im Laufe des Sommers nicht wieder einholen; auch bei der Gartenkultur bringt den verlorenen Augenblick kein Jahrhundert mehr zurück. Verspätet vorgenommene Arbeiten, namentlich Saaten und Pflanzungen, verkürzen den Gewächsen die ohnehin oft schon kurze Kulturperiode. Die Reifezeit wird dann verzögert und in ungünstigen Fällen Sommern, wie dem letztverflossenen, überhaupt unmöglich gemacht.

Der Laubenkolonist hat jetzt vor allem die nötigen Pflanzen und namentlich seine Sämereien zu kaufen und für die Aussaat bereit zu legen. Der März ist für viele Gewächse noch ein guter Pflanzmonat, namentlich für Blütenstauden, Bäume und Sträucher. Von letzteren müssen die frühzeitig austreibenden schon in den ersten Tagen des Monats gepflanzt werden, also von Ruhgehölzen zunächst Stachelbeeren, Johannisbeeren, dann Pfirsiche und Apfelsinen, Kirichen, Pflaumen, zuletzt Äpfel und Birnen. Ich habe schon früher einmal ausgeführt, daß es um so besser, je früher man pflanzen kann, und daß in fasten allen Fällen die Herbstpflanzung der Frühlingspflanzung vorzuziehen ist. Ausnahmen machen nur Rosen und Nadelhölzer. Rosen pflanzt man im März-April, Nadelbäume erst im Mai, wenn sie austreiben wollen.

Herr Priekle will Rosen pflanzen. Möchten sie auch auf seinem Laubenlande fehlen, die eigene Parzelle sollen sie schmücken. Er hat hierfür einen sehr in die Augen fallenden Raum an seiner Laube, dicht am Eingang, vorgesehen. Hier ist eine ovale Rasenfläche geplant, auf der Frau Priekle die Wäsche bleichen will. Früher hat man bei Rosen ein großes Gewicht darauf gelegt, daß sie möglichst hohe Stämme haben. Diese Stammrosen sind teuer, kurzlebig und auch sonst unpraktisch zugleich. Viele von ihnen treten alljährlich im Spätherbst einen Winterschlaf an, aus dem sie nicht wieder erwachen, andere schneiben Jahr um Jahr zwischen Tod und Leben. Abgesehen hiervon wirken die Blumen umsoweniger, je höher der Stamm des Baumchens ist, da sich die Rosenblume nur dann in voller Schönheit präsentiert, wenn wir von oben auf sie herabbliden können

Neuerdings gibt man überall den niedrigen auf den Wurzelhals der wilden Hundrose verebelten Rosen den Vorzug; sie entwickeln sich bald zu üppigen Sträuchern, werden im Herbst gegen den Winterfrost durch Anhäufeln der Erde um den Wurzelstock in einfacher Weise geschützt, sind von langer Lebensdauer und, was die Hauptsache ist, wesentlich billiger als Stammrosen. In den letzten Jahren sind im übrigen zahlreiche besonders harte Sorten gezüchtet worden, die zum Teil sogar schußlos unserem Winter standhalten. Unter den edelsten Gartenrosen werden gegenwärtig die sogenannten Teeshybridrosen allen übrigen vorgezogen und dies mit Recht; sie blühen unermüßlich wie die Remontantrosen und haben den feinen Duft und die zarten Blütenfarben der edsten, aber sehr frostempfindlichen Teerosen. Von diesen edlen Gartenrosen will Priekle 15—20 Stück in Tuffs von 3—5 Stück, aber in allseitigem Abstand von 40—50 Zentimeter auseinandergesetzt, als Hauptblumenschmuck des Rasenplatzes anpflanzen.

Zum Ansetzen des Rasens ist auch der März die beste Zeit. Das dazu bestimmte Stück wird mit Dung überzogen, tief gegraben und danach sauber geharkt. Alle bei dieser Arbeit zutage geförderten Unkrautwurzeln muß man auflesen und unschädlich machen. Die Ansaat erfolgt bei möglichst windstillem Wetter, damit nicht ein Teil des federleichten Grassamens davonfliegt und an Stellen, wo er nicht gewünscht wird, als Unkraut aufkeimt. Zur Erzielung eines guten Rasens muß man eine Mischung verschiedenartiger feiner Grassorten verwenden, am besten die in Berlin übliche Tiergartenmischung. Nach einigem Probieren erlangt man bald die nötige Übung, den Samen gleichmäßig auszustreuen. Er wird ziemlich dicht gestreut, dichter an den Rändern als in der Mitte, und dann harft man entweder den Samen mit einer guten Harke ein, oder man überstreut ihn mit Hülse eines großen Handsiebes mit Erde. Letzteres Verfahren ist für den Laien das dankbarste, da das Einharken Übung erfordert; wird es nicht richtig ausgeführt, so geht die Saat streifig auf, und es begehrt dann geraume Zeit, bis ein gleichmäßig dichter Teppich entsteht. Sind alle vorgeschriebenen Arbeiten beendet, so wird die ganze Fläche angetreten, wozu man sich Treibretter an die Füße schnallt; bei ganz kleinen Flächen tut es auch Festschlagen mit einer Latte. Je nach der Witterung keimt die Saat in zwei bis spätestens drei Wochen, wenn man dafür sorgt, daß die Erde niemals austrocknet. Sind dann die jungen Halme 6—8 Zentimeter hoch geworden, so werden sie erstmals mit Sichel oder Sense geschnitten; für das spätere Schneiden kann man sich einer Mähmaschine bedienen, die heute schon recht billig erhältlich ist. Je fleißiger man im Laufe des Sommers die Rasenfläche bewässert, und je öfter man schneidet, wenn möglich in Zwischenräumen von 8—10 Tagen, um so dichter wird der Teppich und um so länger wird er sich in tadelloser Verfassung erhalten. Die früher viel bewunderten Rasenflächen auf dem Leipziger Platz, die erst durch den Weiterbau der Untergrundbahn ruiniert wurden, hatten durch mehrere Jahrzehnte keinerlei Erneuerung erfahren.

Wichtiger als Rasenflächen und Rosengruppen sind für die Parzelle die Gemüsekulturen, denn die Frau vom Hause, mag sie auch noch so sehr für Blumen schwärmen, legt Wert auf eine regelmäßige Versorgung der Küche mit Gemüse, und zwar nicht mit dem schlechtesten. Deshalb muß der Parzellenbesitzer schon zeitig säen und pflanzen, auch auf die Gefahr hin, daß ihm einmal ein verspätetes Schneegestöber, ein kräftiger Hagel oder ein Platzregen, der zu dieser Zeit auch nicht gerade warm zu sein pflegt, tüchtig mißspielt. Es haben sich vielfach in und bei den Kolonien kleinere Gärtner angesiedelt, die überwintertes Gemüse, speziell Wintersalat, Blumenkohl, Weiß- und Rotkohl sowie Wirsing verlaufen. Einige Duzend solcher Pflanzlinge tun gute Dienste; es handelt sich bei ihnen meistens um Frühforten, die jetzt, auf gutgedüngte Beete gepflanzt, schon im Juni schöne und zarte Köpfe liefern. Man pflanzt diese Kohlsorten in mindestens 40—50 Zentimeter Abstand und immer zwischen zwei Kohlpflanzen eine Salatpflanze, die abgeerntet ist, wenn die Kohlköpfe ins Wachsen kommen und den ganzen Raum für sich beanspruchen. Aber diese Pflanzung genügt nicht, man muß im Laufe des Sommers immer wieder neu pflanzen; deshalb beschafft man sich auch von den genannten Gemüsegattungen etwas Samen, von jeder für 10 Pf., und macht davon in diesem und im nächsten Monat je eine Aussaat, recht weilläufig auf ein gut hergerichtete Beetchen. Die aus diesen Aussaaten hervorgehenden Sämlinge werden später auf frisch hergerichteten Beeten, wie oben ausgeführt, weiter verpflanzt. Viele Gemüse vertragen kein Verpflanzen, oder bedürfen eines solchen nicht, wie Gurken, Radishesen, Mai- und Sommerrettiche, Petersilienwurzeln, Karotten, Pfirsichsalat, Spinat, Erbsen, Bohnen u. a. Diese werden gleich auf jene Beete gesät, auf denen sie ihre vollständige Entwicklung erlangen sollen. Die Saat muß aber sehr weilläufig erfolgen, und später müssen noch die etwa zu dicht stehenden Pflanzen rechtzeitig verzogen werden. Erbsen legt man in Rillen, von denen 4 auf jedes Beet von normaler Breite kommen, und innerhalb dieser Rillen werden die einzelnen Körner auf etwa 10 Zentimeter Abstand ausgelegt, worauf man die Rillen zugiebt.

Herr Priekle hat die Absicht, sich im Herbst eine kleine Spargelplantage anzulegen, zumal seine Frau Rosine sehr für Spargel schwärmt aber nicht für Büchsen-spargel, wie sie immer besonders hinzufügt, sondern für frisch gestochenen. Frau Priekle ist vom Lande, sie ist deshalb nicht so unwissend, wie jene Berliner Kommerziantochter, die, aufs Land verheiratet, ihrem Mann beim

Spargelstöcken die Leiter halten wollte. Aber wie die Spargelpflanzen eigentlich gezogen werden, das wußte sie trotzdem auch nicht, ich habe ihr deshalb die Sache erklären müssen. Im Handel werden gewöhnlich 2-jährige Spargelpflanzen zur Anlage von Beeten empfohlen und verkauft; diese sind verhältnismäßig teuer. Ob sie wirklich, wie behauptet wird, immer zwei bis drei Jahre alt sind, weiß ich nicht, so viel weiß ich aber, daß man Pflanzen in gleicher Stärke in einer Kulturperiode heranziehen kann. Dazu braucht man aber ein Mistbeet, wenn auch nur ein einfaches, flaches, und Brieble ist gerade dabei, sich ein solches herzurichten. Die Fenster hat er sich aus einer Fabrik in Rixdorf geholt, wo sie, fix und fertig verpackt, 6-8 M. pro Stück kosten. Den Kasten dazu nagelt er sich selbst. Die Kästen müssen so gebaut werden, daß die Fenster von Norden nach Süden abfallen. Zur Anlage genügt eine Portion nicht zu nassen Laubes, das gut festgetreten wird, worauf man 15 Zentimeter hoch Komposterde aufbringt. Nunmehr werden die Spargelsamen, die man im Herbst als rote Beeren vom Kraute sammeln, von der fleischigen Hülle befreien und trocken kann, ausgefät, 1 Zentimeter hoch mit Erde bedeckt und gleichmäßig feucht gehalten. Die keimenden Pflanzen härtet man mit fortschreitender Jahreszeit durch reichliches Lüften der Fenster ab, nimmt später die Fenster vollständig herunter und hebt im Mai die Sämlinge mit den Händen heraus, um sie zu fortieren und die besten, die reich verzweigte Wurzeln zeigen, auf ein sonniges Gartenbeet in 20 Zentimeter Abstand auszupflanzen. Hier wachsen sie, wenn sie wiederholt beharkt und unkrautfrei gehalten, bei Trockenheit reichlich bewässert und bei trübem Wetter gelegentlich auch mit flüssigem Dung versorgt werden, bald so üppig heran, daß man schon im Herbst Spargelbeete mit ihnen anlegen kann. Wie das geschehen muß, werden wir zur geeigneten Zeit erklären.

Eine gut angelegte Spargelpflanzung läßt sich jahrzehntelang in voller Ertragsfähigkeit erhalten. Gerade in unserem märkischen Sandboden gibt der Spargel vorzügliche, feinschmeckende Ernten; er gehört zu den zartesten und feinsten Gemüsen, dem an Qualität und Feinheit nur selbstgezogener Blumenkohl — kein Riefelfelderkohl — und Schwarzwurzeln gleichkommen. Diese letzteren sät man am besten jetzt im März weiltäufig auf Beete. Sie werden also nicht verpflanzt und sind im Herbst genugreif. Hd.

(Nachdruck verboten.)

## Verstörter Sabbath.

Von Hermann Heijermans.

Autorisierte Uebersetzung von R. Ruben.

Noch war das Echo vom Zuerufen der Hausfrau, ein Schlag, der wie ein Fluch durch die Hausstille dröhnte, nicht verklungen, als Tante Nöschen schon wütend die Bodentreppe hinaufkramte, bebend in dem Vorgefühl, daß das Mädchen, dieser Stoffel, ihnen diesen oder jenen schmutzig-gemeinen Streich ausgeführt habe.

Und bei Gott, sowie sie das zwischen den Dachbalken befindliche Bodenzimmer sah, sowie sie die Tür aufriß, vernichtete sie auch schon an den Nägeln das Alltagszeug, die Mütze, die Schürze des Mädchens. Das sämmerig-schwarze Waschwasser und ein zerquetschtes Stüchchen Seife sowie das Handtuch, das man vor Eitel laun anzufassen wagte, schlamperten unordentlich auf dem kleinen weißhölzernen Tischchen herum. Das sämmerlappige Frauenzimmer! ... Noch nicht mal die Zeit hatte es sich gegönnt, seinen Schmierkram zu beseitigen.

Ednelte sich bündend — ihre rheumatischen Knie knackten dabei —, blickte Tante Nöschen unter die Bettstille, aber ihre grapsenden Hände füllten sich wohl mit Haargrüßchen der widerlichen Perion, vermochten aber ihre Arbeitspantinen nicht zu finden. Durch die Nase knurrend und fauchend vor tief innerer Wut warf die alte Frau, obgleich das die größte Verrüchtheit, die nutzloseste Bewegung, der mehr als dummieste Karrenstreich war — ein Kind von einem Jahre mußte das begreifen — das schmutzige-glatte Kopfstück der Bettdecke auf das Fußende und das Fußende auf das Kopfstücken. Genau wie sie sich das unten schon gedacht hatte. Auch die Nachtsacke war weg, nur einige Krümeln von Kuchen oder Butterbrot lagen noch da, die das Anzügen von Geschöpf in seinem Bett vertilgt hatte — in seinem Bett, als ob es in der Küche keine Gelegenheit dazu gehabt hätte, und als ob es nicht genug bekommen hätte. ...

Mit hastig nervöser Gebärde riß Tante Nöschen das Bodenzimmer auf. Der scharf schneidende Nordwind setzte über die gefrorenen Schneeränder der Dachrinne weg in das Zimmer, warf die Luchzettel des Frauchens um ihren starr glänzenden falschen Scheitel, schlennderte die Bänder ihrer Mütze nach der Richtung des warmen Korridors zu und schlug die Bodenkammertür mit wütendem Stoß ins Schloß. Eine tödliche Erläuterung fürs ganze Leben konnte man sich davon holen. Aber gelüftet, gelüftet und nochmals gelüftet mußte werden. Man wußte doch nie, was man sich ins Haus nahm, was für'n Pack — und was sie mitbrachten! Ruchend, laut ausprustend, Wertwünsungen murrend, schob sie die Treppe wieder hinunter, und stieß bei der Hand, wie immer, eilte sie mit einem Satz in den Kasten und durchsuchte den Kleiderschrank, ob auch noch alles da sei, ob nichts gestohlen, nichts mitgenommen war — von solch einem Stück Dreck, das einem in so gemeiner Weise im Stich ließ, konnte man doch alles er-

warten! — und schloß sogar Davids Klappschrank auf, um die allerstimmlichen Zierräten im Goldkasten nachzuzählen. Es fehlte nichts, Wenigstens nicht, soweit sie das überblicken konnte. Wirklich das reine Gotteswunder! Betraut hatte sie ihr nicht den tausendsten Teil einer Sekunde, dem — etlich frechen brutalen Mädchen, das ihr den schrecklich gemeinen, niederlichen Streich gespielt hatte, so im Stillen davonzugehen, mit der vorgeschobenen Lüge von seiner kranken Mutter, nachdem es gerade erst sein Geld für die letzte Woche eingekassiert hatte — die Woche die doch nach Recht und Billigkeit erst morgen abend abgelassen war! Warum war sie auch so dumm gewesen, so vernagelt, einen Tag früher schon den Lohn zu geben, der Mutter wegen, der überhaupt nichts fehlte.

Im angenehmen durchwärmten Vorderzimmerchen, wo der Kessel-ofen beglücklich lurrte, wo er weinrot von gewaltigem Schein in der schäneln hereinbrechenden Dämmerung dampfte, plumpste sie in den Lehnstuhl am Fenster.

Sie sah nichts, nichts von der krügelnden Blut auf dem Tisch-tuche, nichts von dem blinkenden Wassergläsern, die den roten Feuerchein so grell widerspiegeln, wie das Wasser die untergehende Sonne, sah nichts von dem vordersten Tischfuß, der purpurn erstrahlte, nichts vom Messing der Lampe, das in der Zimmerrdämmerung Funken sprühte, nichts von dem tollen, schaukelnd schäumenden Flammenspiel an der Decke. Selbst das herrliche Stüchchen Lendenbraten ohne Knochen, das auf dem Ring der Ofenröhre zappelnd sämorte, noch die göttlich-schöne Suppe mit Klößchen auf dem Petroleumfoder erregten ihre Aufmerksamkeit.

Aus der dunkler werdenden Straße, wo die ersten Laternen aufzuleuchten begannen, blickten die Schneelanten der Fensterbänke und Türschwelle herein. Der johlende Wind hatte den Spion dicht mit Schnee beworfen. Die Vorderseite des Hauses gegenüber wie mit Eise bestrichen und der vielfach begangene und befahrene Kiesweg unten zeigte sogar keine Schlammrinnen und schwach glänzenden Pfützen.

Tante Nöschen sah da mit spitzem Rücken, schlaffen Händen, mit einem Unterkiefer, der kaum noch in seinen Saarnieren einen Halt hatte, und sah nichts von dem Zimmer, sah nichts von der Außenwelt.

In ihrem Köpfchen, das mindestens seit einem halben Jahrhundert an ihren kleinlichen Zimmerkrimskrams gewöhnt war, sah sie nur das Mädchen, das Mädchen in seiner Haltung wie vor einer Viertelstunde, wie es mit seinem glatten Gesicht plötzlich ohne jede Ursache Standal gesucht hatte. Gesiern hatte sie ihr noch zur Frühstünd einen Knochen abzuwickeln gegeben — vorgestern zum Kaffee ein Stück altbadener Butterkuchen. Was für ein Tier. Was für eine Schlange. Was für ein durchtriebenes, in der Woll gefärbtes, herzloses Was, Knall und Fall mit seinem Päckchen auszuruhen, zu so ungelegener Stunde, gerade vor'm Essen, gerade vor Schabbes.

Sie würde ihre Schimpfereien mit geringer Beharrlichkeit weiter fortgesetzt haben, hätte nicht seinerseits das Dadelchen über dem löstlichen Stück Lendenbraten sich warnend bemerkbar gemacht, und hätte nicht andererseits die Treppe unter zwei bekannten Pfützen getnarrt.

Gerade hatte sie das Fleisch umgewendet, als David die Tür öffnete und auch sofort seiner Verwunderung Ausdruck gab:

„Was ist mer das vor 'ne Neuigkeit? Nicht mal 'n Licht an?“ In der Türöffnung blieb er stehen und rief seine beidlagenern Brillengläser mit einer reinen Stelle in seinem Taschentuch ab.

„Das Stüd Glend is weg,“ sagte Tante Nöschen wütend, auf einmal dies Schimpfwort aus ihrem großen Vorrat herausgreifend.

„Weg?“ fragte er erstaunt: „wie heißt, wohin?“ Natürlich mußte er 'ne dumme Frage anbringen. Es kam 'was drauf an, wo das Stüd Unglück steckte!

„Wohin? Ja weiß viel,“ leiste das alte Frauchen, „Noch keine Stunde, nachdem Du weg warst, vielleicht noch keine halbe nach dem, is sie durchgebrannt, das Glend...“

„Das versteh' ich nit,“ sprach er zögernd — erstaunt, sie hatte ihm doch noch seinen Rock abbürten geholfen.

„Das verstehste wol?“ sprach sie im Zanktempo, froh, daß sie endlich jemand hatte, ihren aufsteigenden Grimm daran auszulassen: „... Is das so schwer zu verstehen?“

„Is dem was paßiert?“ fragte er vorsichtig.

„Ne, nit is paßiert — sie is einfach so weg — so zum Spaß,“ antwortete sie vernichtend. Doch weil sie diesmal nur wenig Chancen hatte, ihm die Schuld aufzubürden — tatsächlich war er doch nicht zu Hause gewesen — zu keinem Glüd — sprach sie schneel und giftig: „Noch keine halbe Stund, daß Du weg warst, wurd' geschwelt, stand se unten mit jemand zu schmuisen. Ich fragte das Stüd Glend; Ru, was is? Und mit dem scheinstelligsten Gesicht erzählt se, daß ihre Mutter krank geworden — und daß se kein Geld im Haus hätten — ob ich nit so freundlich sein wollt', ihr heut' schon, statt morgen, ihren Lohn zu geben. Und ich bin so dumm, und fall' drauf rein...“

„Ru“, unterbrach Onkel David auf die allgerduldigste Weise ihre Rede, da sie in ihrer Entrüstung stochte und mit fest zugemauerten Händen aus dem Fenster stierte, statt weiterzusprechen. „Ru...?“

„Ru? Ru? Ru?“ wiederholte Tante Nöschen mit boshaft wadelndem Kinnbäckchen: „Und keine Viertelstunde steht se angekleidet vor mer und erklärt mir nit, dir nit, daß sie mal eben — mal eben! — nach Haus will, wir sich nach ihr' kranke Mutter...“

aufkauen — krank! krank! — so gesund sollen wir Beide sein! — ich bin verrückt genug zu sagen, freundlich zu sagen, daß sie gehen kann, wenn wir gegessen haben — aber sie sagt: „ich geh' doch“ — ich sag': „das geht aber nit“ — und 'n Augenblick später wirft sie die Gaudstür zu, das Stild Dred! . . .

„Nu!“ wachte Dufel David noch einmal, hange vor dem Ungewitter, das er seit langen Ehejahren kannte. Sofort biß sie wieder los:

„Nu? Nu? Nu? Was fragste so oft? Nu? Se is weg. Sogar ihr Nachjad' hat se mitgenommen! Und gegen die mußt Du noch gut sein! Die mußt Du verwöhnen! Der mußt Du immer was zustoßen! Bei Gott, es is wahr, Du verderbst all' de Mädchen! . . .

(Schluß folgt.)

## Kleines feuilleton.

### Kunst.

Wenn man zu der Vornehmheit und Reserviertheit der englischen Kunst einen bezeichnenden deutschen Gegensatz haben will, so gehe man in den Kunstsalon Gurlitt, wo die „Scholle“ sich diesmal zusammenfindet, eine Vereinigung Münchener Maler.

Hier hat man das, was den Engländern fehlt: Temperament. Temperament, das in seiner Urwüchsigkeit und Gesundheit süddeutsche Prägung zeigt. Und indem die Kunst von dieser inneren Kraft getragen wird, gewinnt sie ein eigenes Sein, eine gesunde Grundlage. In diesen Künstlern, Erler, Münzer, Bütner, Bay, Voigt, ist ein gut Teil jener unbekümmerten Lebenslust erhalten, wie wir sie bei Rubens und Frans Hals finden. In dieser kraftvollen, energiegelichen Art der Pinselführung, der Farbigeit ist etwas durchaus Bodenständiges bewahrt. Dabei haben diese Maler sich genau wie die Berliner in der Welt ungehien. Sie sind nicht im Alten stecken geblieben und wollen nun durch eine kraftgenialische Pose Interesse und Sympathie für Vergangenes erwecken. Sie sind durchaus modern und kennen ihre Franzosen und die neuen Probleme der Malerei aus dem ff. Sie sind Virtuosen der Technik. Aber das ist das bezeichnende. Sie bleiben nicht darin stecken. Sie erheben sich über das Handwerk. Sie sind Vollblutmaler, und so fließt ihnen die Farbe mit einer Beherrschung und Ausdrucksfähigkeit ohnegleichen aus dem Pinsel. Ihre Bilder sind kraftproben.

Und noch eins ist charakteristisch: Trotzdem die Farbe bei ihnen ein so unerhörtes, vibrierendes Leben gewinnt, geben sie doch der Linie auch ihr Recht. Ihre Bilder lösen sich nicht ins Uferlose auf und betonen absichtliche Undeutlichkeit. Sie vermeiden auch hier trotz alles Draufgängertums nicht die Zucht.

Und auch das ist bedeutsam, daß die einzelnen Mitglieder, so oft man eine Ausstellung von ihnen sieht, vorwärts gekommen sind. Ein bestimmter gemeinsamer Charakter verbindet die Künstler. Es ist Arbeitsfreude in ihnen. So kann man, trotzdem alle selbständig bleiben, doch verfolgen, wie dasselbe Motiv den einen und den anderen reizt und jeder gibt ihm seine besondere Prägung.

Und auch nach außen hin ist eine Einheit gewahrt. Diese Vereinigung hat für Münchens künstlerische Entwicklung typischen Wert. Sie ist nur in München, in dieser Umgebung möglich. In dieser Stärke der Eigenart, in dieser Zucht, die ein Verantwortlichkeitsgefühl wahrt, liegt ein Zeugnis für die künstlerische Kultur und die Tradition, die München den Künstlern bietet. e. s.

### Astronomisches.

Die Himmelserscheinungen im März. Der März ist derjenige Monat im Jahre, in welchem der Winter dem Frühling weichen soll, und der 21. März ist der verheißungsvolle Tag, an dem sich diese Tatsache astronomisch vollzieht. Meteorologisch ist das noch nicht immer der Fall; das kann früher eintreten oder auch später und ist in dieser Beziehung von den mannigfachen Umständen abhängig. Der wirkliche Eintritt des Frühling ist ein sehr schwankendes Datum, viel mehr als das Osterfest. Aber auch astronomisch ist das Datum des 21. März kein festes, wiewohl viele das Gegenteil glauben. Allerdings werden unsere Generationen äußerlich davon nichts merken; wenn der jüngste unserer Mitbürger ein alter Mann geworden sein wird, dann wird der Frühling immer noch am 21. März beginnen. Den Jahrtausenden aber hält dieses Datum nicht stand, in diesen Zeiträumen ändert es sich ganz gewaltig. Ja, in der Zeit von 26 000 Jahren wandert dieses Datum einmal durch den ganzen Kalender hindurch. In der Zwischenzeit werden unsere Nachkommen Weihnachten im Frühling, Sommer und Herbst feiern können, während die anderen Feste ebenfalls zu jeder Jahreszeit sich einstellen werden.

Vorläufig werden wir aber noch eine ganze Weile Frühlingserntung am 21. März feiern. Am 1. März steht unser Tagesgegenstand noch nahezu 8 Grad südlich vom Äquator. Am Mittag erhebt es sich daher bis zu einer Höhe von 30 Grad über dem Horizont. Sein Aufgang erfolgt kurz nach 6 1/2 Uhr, sein Untergang bald nach 5 1/2, der Tag dauert mithin 10 1/2 Stunden. Bis zum 31. März ist die Sonne um fast 12 Grad weiter nach Norden vorgedrückt und steht an diesem Tage bereits 4 Grad nördlich vom Äquator; sie steigt nunmehr bis zu 41 Grad an unserem Himmel empor. Die

Taglänge hat sich bis auf 13 Stunden vergrößert. Ueberhaupt nehmen im März die Tage am meisten zu, weil die Bewegung der Sonne senkrecht zum Äquator zur Zeit der Tages- und Nachtgleichen am stärksten erfolgt. Die Frühlingstag- und Nachtgleiche am 21. März bedeutet für den Nordpol den Beginn des Tages, der hier nun über ein halbes Jahr anhält. Der Nord ist am besten in der zweiten Woche des Monats zu beobachten. Am 18. ist Vollmond und in der letzten Woche geht der Nord erst nach Mitternacht auf. Merkur, der in der Mitte des Februar auf kurze Zeit mal wieder zu sehen war, ist bereits unsichtbar geworden. Dagegen nimmt die Sichtbarkeitsdauer der Venus zu und erreicht am Ende des Monats vier Stunden. Sie erscheint wegen ihres blendend weißen Lichts als der schönste Stern am Himmel. Zur Zeit ihres größten Glanzes kann sie, wenn man ihre Stellung genau kennt, am hellen Tage gesehen werden. Einzelheiten können auf der Oberfläche der Venus wegen der sie umhüllenden Atmosphäre nur schwer erkannt werden. Doch glauben einige Beobachter aus gewissen Unregelmäßigkeiten, welche sie an dem inneren Rande der Venusfidel bemerken, auf die Anwesenheit von Bergen schließen zu dürfen. Aus einer mehrere Monate dauernden Beobachtung einiger heller Flecken schließt Schiaparelli auf eine sehr langsame Umdrehung des Planeten um seine Achse, die wahrscheinlich seiner Umlaufzeit um die Sonne nahekommt. Diese Annahme scheint durch Beobachtungen anderer Art bestätigt zu werden. — Mars Sichtbarkeitsdauer nimmt immer schneller ab und beträgt am Ende des Monats nur noch 3 1/4 Stunden. Jupiter ist anfangs noch 11 Stunden sichtbar, geht dann aber immer früher vor Tagesanbruch, zuletzt schon um Mitternacht herum, unter, so daß er am Ende des Monats nur noch 8 1/4 Stunden über unserem Horizont steht. Auf dem Jupiter ist seit 1901 eine große dunkle Fläche, ein matter „Schleier“ in derselben Zone sichtbar, in der der große „rote Fleck“ gelegen ist. Seine Bewegung oder Drift im Sinne der Jupiterumdrehung ist erheblich größer als die des roten Fleckes, so daß er diesen alle 22 Monate überholt. Bis jetzt sind 3 solcher Begegnungen vorgekommen und jedesmal erfuhr der rote Fleck eine Beschleunigung seiner Bewegung, die sich jedoch bald wieder verlor. In der ersten Februarwoche war der Rand des „Schleiers“ wieder an der Grenze des roten Fleckes angelangt. Der ganze Vorübergang soll etwa vier Monate dauern. Das vorige Mal ist der „Schleier“, dessen Natur ganz rätselhaft ist, sicher nicht über den roten Fleck hinweggezogen; er tauchte vielmehr ganz unerwartet auf der anderen Seite des letzteren wieder auf. Jetzt sind die Beobachtungsverhältnisse günstiger, so daß die Begegnung besser überwacht werden kann. Eine Beschleunigung der Bewegung des roten Fleckes trat übrigens auch 1907 ein, zu einer Zeit, als der „Schleier“ gerade auf der entgegengesetzten Seite der Jupiteroberfläche sich befand. Es läßt sich daher keineswegs mit Gewißheit vorherzusagen, ob und wie jetzt die Bewegung des Fleckes sich ändern wird. Saturn kommt am 21. d. M. in Konjunktion, d. h. er steht von der Erde aus gesehen gerade hinter der Sonne, taucht infolgedessen in deren Strahlen unter und ist unsichtbar. Seit dem 8. Januar ist die von der Sonne beschienene Seite des Saturnringes wieder sichtbar geworden und wird das nunmehr während der nächsten vierzehn Jahre bleiben.

### Physikalisches.

Wodurch die Erde geheizt wird. Die Erdoberfläche wird auf drei verschiedene Arten geheizt: hauptsächlich durch den Sonnenschein, weit weniger durch die eigene Temperatur des Erdinneren selbst und drittens, wenn man die winzige Betätigung des Menschen überhaupt neben solche großen Naturkräfte stellen darf, durch die Verbrennung der Kohle, die schließlich auch nicht anderes ist, als verwandelte und aufgespeicherte Sonnenwärme. Wie die Heizung der Erdoberfläche vor sich geht, hat in besonders anschaulicher Art Professor Poynting von der Universität Birmingham geschildert, indem er die physikalischen Grundbedingungen der Wärmeleitung auseinandersetzt. Die Wärme kann auf eine dreifache Weise reisen: nämlich erstens durch sogenannte Konduktion, wobei sie einfach von dem heißeren Teil eines und desselben Körpers auf dessen kältere Teile sich verbreitet; zweitens durch das, was die Physiker als Konvektion bezeichnen, d. h. durch die Bewegung heißer Körper selbst; drittens durch Radiation oder Strahlung. Wenn sie die Sonne verläßt, so verwandelt sie sich in das Verständnis der Wärmeverhältnisse auf unserer Erde. Die Wärme der Sonne gelangt in der dritten Art zu uns, also durch Strahlung. Wenn sie die Sonne verläßt, so verwandelt sie sich in eine Form der Energie, die nicht mehr als Wärme bezeichnet werden kann, aber wieder zur Wärme wird, wenn sie auf eine aufnahmefähige Fläche stößt. Wie dies Zauberwerk der Natur geschieht, ist immer eine der schwierigsten Fragen für den menschlichen Scharfsinn gewesen, und zu ihrer Beantwortung hat die Wissenschaft den Aether, den noch kein Auge erblickt und keine Hand gefühlt hat, überhaupt erst erfunden. Die Wärme hat große Ähnlichkeit mit dem Licht, indem sie sich in geraden Linien fortpflanzt, von Spiegeln zurückgeworfen, von Linsen gebrochen wird und überall gleichzeitig mit Licht vorhanden ist. Würde die Heizung der Erdoberfläche nur aus dem Erdinneren erfolgen, oder mit anderen Worten, würde uns die Sonne etwa nur Licht und keine Wärme senden, so würde wahrscheinlich ein großer Teil des Lebens bereits erloschen sein, denn dann würde der Mensch die Kohlenvorräte wohl bald erschöpft haben.